Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 21 (1945)

Artikel: Die Fayenceplatte
Autor: Stahl, Willi
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-700176

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Fayenceplatte

Von Willi Stahl

Schon immer hat die greise Sabine Stiegel behauptet: Wenn bei jemandem aus der Sippe der Stiegel ein plötzliches seelisches Phänomen sich zeigt, irgend eine Schrulle oder Leidenschaft, Verschwendungssucht, Freigebigkeit, besonderer Fleiß oder irgend eine außergewöhnliche Leistung, hängt dies mit einer ausbrechenden Liebschaft zusammen! Als Beweis führte sie an, daß auch Gottfried Stiegel, ihr längst verstorbener Gemahl, ehe er auf Freiersfüßen gegangen, sich berühmt gemacht habe durch wahrhaft künstlerische Laubsägearbeiten. Zwei davon befanden sich noch in Sabinens Besitz. Es waren dies ein mit akrobatischem Geschick und kaum vorstellbarer Geduld ausgesägtes und zusammengesetztes zweistöckiges Tintengeschirr, auf dessen Wänden Jagdszenen ausgesägt oder eingebrannt waren, und ein Briefständer, welcher eine mittelalterliche Burg darstellte mit Haupthof und Vorhöfen. Beide Gegenstände waren unbedingt Meisterleistungen, zu deren Herstellung eine fast schlafwandlerische Selbstsicherheit gehört hatte, die, wie Frau Sabine wohl nicht zu unrecht vermutete, den Menschen besonders im Zustande der Verliebtheit eigen ist.

Die beiden Meisterwerke wurden von Frau Sabine liebevoll aufbewahrt und gepflegt. Jeden Samstag holte sie die Heiligtümer aus dem Sekretär hervor und staubte sie mit einem feinen Pinselchen ab, um jedesmal bei dieser Beschäftigung Betrachtungen anzustellen über das Außergewöhnliche in der Familie Stiegel von Schuppisrüti. Einmal schloß Frau Sabine solche Betrachtungen mit der Behauptung:

«Ihr werdet sehen, auch mit Konrad Stiegel, unserem Vetter verhält es sich so. Seine so plötzlich erwachte Vorliebe für Geschichtsforscherei und Altertümer ist ein Zeichen dafür, daß er nicht mehr lange ledig bleiben wird. Nun, es ist Zeit, daß er sich verheiratet. Hoffentlich aber wählt er keinen zu großen Umweg!»

Tatsächlich, Konrad Stiegel, ein schon mitte der Dreißig stehender Zimmermann, hatte seine Besonderheiten. Seit einem Jahre hatte er seine Wohnung, in der er zusammen mit seiner Schwester hauste, vollgestopft mit allerlei wunderlichem Krimskrams: Spinnrädchen, Truhen, Wappenscheiben, Vasen und mancherlei Tischgeschirr aus Porzellan, Zinn oder Steingut. In der Stube standen auch, obschon Konrad Stiegel nicht das mindeste damit anzufangen wußte, ein Spinett und ein kleines Planetarium, alles Dinge, die der Schwester zu großem Ärger gereichten, und die höchstens bewiesen, daß der etwas scheue und zurückgezogene junge Mann zwar keine Geschichte machte, wohl aber Geschichte studierte und alle Zeugen der Vergangenheit hoch in Ehren hielt.

Das Besondere war nun nicht, wie Frau Sabine betonte, daß Konrad Stiegel sich als Forscher oder Sammler betätigte. Es lag vielmehr darin, daß der leidenschaftliche Forscherdrang ganz plötzlich sich eingestellt hatte. Dies hing, wie man allgemein vermutete, damit zusammen, daß Konrad Stiegel während einer Arbeitsversetzung nach dem Städtchen R. ganz zufällig das Familienwappen der Stiegel gefunden hatte.

In R. betrieb ein gewisser Josef Stiegel eine Bäckerei, wo Konrad dann und wann auf dem Wege zum Arbeitsplatz ein Znünibrot kaufte. Eines Tages stellte er sich dabei als Namensvetter vor, worauf der Bäcker erfreut ausrief: «Da werden Sie also auch das Familienwappen und den Stammbaum der Stiegel kennen?!» Wie verwunderte er sich, als der biedere Konrad Stiegel bekennen mußte, daß den Stiegeln zu Schuppisrüti weder Wappen noch Stambaumm bekannt waren und jedes Bewußtsein adeliger Herkunft fehlte. Darauf führte der Bäcker seinen Namensvetter in die Wohnstube, wo an der Wand, zierlich gemalt und gerahmt, das Stiegelwappen prangte. Auf silbernem Grunde zeigte es in schwarzem Schrägrechtsbalken vier silberne Hufeisen und hatte als besonderen Schmuck einen geharnischten Schildhalter und ein schmales, fünfzipfliges Adelskrönlein.

Vor dieser Wappentafel erfuhr nun Konrad Stiegel, daß alle Vertreter seines Geschlechts in Grüntal beheimatet seien, selbst wenn unterdessen dieser oder jener Zweig ein anderes Bürgerrecht erworben habe. Der Bäcker betonte besonders, daß das Geschlecht im 14. Jahrhundert in manch einer Urkunde verbürgt sei, offenbar aber, wie es selbst Grafen und Fürsten passierte, in der Folge verarmte und im bürgerlichen Stande untergegangen war.

Vetter Konrad war so entzückt über diese Ausführungen, daß er sofort das Wappen durch einen geschickten Maler kopieren ließ, um es nach Schuppisrüti zu bringen mit der Versicherung, es sei nicht mehr als Pflicht und Recht, dem einst adeligen Geschlecht der Stiegel wieder ein Plätzchen an der Sonne zu verschaffen und ihm zu neuem Glanz und Ruhm zu verhelfen.

Seit dieser schicksalshaften Entdeckung zeigte Vetter Konrad ein verändertes Wesen. Sei es, daß die Glückszeichen im Wappen der Stiegel ihn zu erhöhten Lebenserwartungen veranlaßten, sei es, daß er tatsächlich einen Tropfen adeligen Blutes in sich spürte, Vetter Konrad wandelte sich. Zwar nannte er sich wohlweislich weiterhin Konrad Stiegel und unterließ es, dem Geschlechtsnamen das Wörtchen «von» vorauszusetzen; statt dessen aber ließ er, um die Wirkung seines hochgewirbelten Schnurrbärt-

chens zu vergrößern, unter der Unterlippe eine kecke Fliege wachsen und begann, oft unter Vernachlässigung seiner beruflichen Arbeit, das Studium der Lokal-, Welt- und Familiengeschichte.

So weit stand es mit Konrad Stiegel, als die alte Sabine, die Familienälteste, wie schon gesagt, ihre allwöchentlichen Betrachtungen vor dem Tintengeschirr und dem Briefständer schloß mit der Behauptung, daß nach allen Zeichen auf eine Verliebtheit Konrad Stiegels zu schließen sei.

Man lachte in der ganzen Familie über diesen Orakelspruch; denn niemand konnte irgend ein weiteres Zeichen solcher Verliebtheit feststellen, selbst Konrads Schwester nicht, die sich über die Entwicklung ihres Bruders am meisten den Kopf zerbrach und für seine neueste Nebenbeschäftigung nicht das leiseste Verständnis aufbrachte.

Auch Urschel Bäumli, die seit Jahren im Hause der Frau Sabine weilende Magd, eine entfernte Verwandte, lachte über ihrer Meisterin Rede und meinte:

«Alle Stiegel in Ehren; aber Konrad ist doch ein zu seltsamer Vogel, als daß sich ein Mädchen in ihn verlieben könnte. Wer möchte auch so historisch sein, daß er zu seinen Altertümern paßte, zu den wurmlöcherigen Spinnrädchen und verbeulten Zinnkannen. Puh! Welch ein Kauz!»

Aber gerade diese geharnischte Rede veranlaßte Sabine Stiegel, der das Wohl aller Stiegel, seien es nun Söhne oder Enkel, Geschwisterkinder oder entfernte Verwandte, am Herzen lag, ihrer Weissagung festeren Grund zu verschaffen. Als sie eines Tages mit Urschel vor dem Hause Bohnen abfädelte, begann sie:

«Urschel, und wenn du's auch vor den Leuten nicht wahr haben willst, es stimmt eben doch mit Konrad Stiegel, eben das, daß er verliebt ist, und zwar in dich!»

Hei, wie lachte Urschel auf!

«Jetzt hört aber auf, Mutter Sabine! Euere Weisheit, euere Familienkostbarkeiten, das Tintenfaß und den Briefständer in Ehren; aber diesmal habt ihr bös daneben geraten!»

Die Alte ließ sich nicht beirren. Sie musterte mit Wohlgefallen das neben ihr sitzende, hübsche, blonde Mädchen, dem unter dem Blicke Sabinens eine leise, aber verräterische Röte über die Wangen huschte. Dann sprach sie:

«Sei nicht böse, wenn ich ein bißchen Ordnung schaffen möchte. Es wäre schade um dich und schade um Konrad, wenn er zu lange auf der schiefen Bahn bliebe. Ich weiß, wann es begonnen hat und daß es zu gutem Ende kommen wird. Begonnen hat die Sache vor gut einem Jahr am Schuppisrüter Sängerfest. Du warst Festjungfer und schrittest auch im Umzuge mit. Als der Zug kam, stand Konrad neben mir unter der Haustüre, und als er dich sah im weißen Kleide, da hörte ich ihn leise sagen: ‚Potztausend, die Urschel! Die macht sich aber im Festgewand!' Und du, Urschel, du hast auch nach ihm geschaut, als wolltest du sagen: ‚Siehst du mich, Konrad, und gefalle ich dir so?' — Stimmt's oder stimmt's nicht?»

«Es stimmt», lenkte endlich das Mädchen ein, «und eigentlich hatte ich erwartet, daß Konrad mich zum Tanze hole. Er kam nicht und hat sich weiß Gott wo umhergetrieben. Ich wenigstens habe ihn den ganzen Abend nicht gesehen auf dem Festplatz. Überhaupt läßt er sich ja nie mehr blicken. Nie mehr besucht er uns. Gleichgültig bin ich ihm, gleichgültig, und ich will absolut nicht, daß ich wegen diesem verschrobenen Burschen ins Gerede komme.»

Erzürnt und traurig zugleich wollte Urschel davoneilen.

Frau Sabine aber faßte sie an der Hand, zog sie wieder auf die Bank und fuhr fort:

«Jawohl, er meidet unser Haus; er erscheint nicht mehr wie früher zu einem gelegentlichen Jaß. Aber so sind die Stiegel, gerade so! Schüchtern und umständlich! Aber alles ist sicher nur wegen dir, da nehme ich Gift drauf; denn ich höre es heute noch, wie entzückt er das neben mir gesagt hat: ‚Die macht sich aber im Festgewand, die Urschel!' Und ich fühle genau, wie es ihm nun ist: Da spürt er etwas und weiß nicht wo aus und ein, und meint wohl, was der Kuckuck er zu leisten habe, bis er vor dich treten dürfe! Es gibt Umwege bei den Stiegeln, das weiß ich, und wenn ich dir raten kann, so habe Geduld mit Konrad und unternimm nicht gar aus Trotz etwas, was dich später gereuen würde. Daß dir andere Burschen eleganter den Hof machen als dieser Konrad, das will gar nichts heißen. Ich glaube nicht, daß du etwa mit dem Sticker Fridolin glücklicher würdest.»

«Gut so, haben wir noch Geduld. Aber das sage ich, wenn es dann einmal so weit ist, dann gibt es ein Ausräumen bei Konrad Stiegel, eine Tempelreinigung!»

Frau Sabine war vollauf zufrieden mit dem Ergebnis ihrer Unterredung. Zum Zeichen ihrer Zufriedenheit ließ sie von jetzt an jeden Samstag das Tintengeschirr und den Briefständer, die berühmten Familienheiligtümer, durch Urschel abstauben. Dies konnte als Zeichen dafür gelten, daß Urschel jetzt schon vollwertiges Familienglied sei, wenigstens in den Augen von Mutter Sabine; zudem bildete das Abstauben der so zierlichen und mit höchster Sorgfalt zu behandelnden Gegenstände eine richtige Geduldsübung, und diese Geduld erwies sich als überaus nötig.

Zwar hatte Frau Sabine tatsächlich auch in bezug auf Konrads Seelenverfassung richtig geraten: Urschel Bäumli hatte es ihm angetan, und Tag und Nacht schwebte ihm ihr Bild vor der Seele, und er hatte in wirklich stiegelischer Art und Weise beschlossen, für die Urschel eine große Tat zu tun. Dabei wurde ihm jedoch die Entdeckung des Familienwappens zum Verhängnis, denn ohne diese zufällige Entdeckung mit der Möglichkeit anschließender Geschichtsforschung hätte Konrad vielleicht sich wie Mutter Sabinens Ehegemahl selig in irgend

einer Holzkunst versucht, indem er entweder ein haargenaues Modell des Eifelturmes erstellt oder eine hübsche Schatulle geschnitzt hätte. Nun aber geriet er auf den ungewöhnlichen Einfall, mit der Erforschung der stiegelschen Familiengeschichte alte Größe auszugraben, um dann einst vor das Mädchen zu treten mit dem stolzen und beglückenden Bewußtsein: Siehst du, wie ich die ganze Sippe erhöht habe. Und solch einen Stiegel darfst du zum Manne haben!!!

Hier lag des Pudels Kern. Dies war der Anfang von Konrads Wissenschaft, die ihn nur zu leicht auf Abwege bringen sollte. Denn es zeigte sich, daß seine Liebhaberei mehr Geld verschlang als er bei seiner, jetzt nur noch sehr unregelmäßigen Arbeit verdiente. Doch wagte er einen verwegenen Sprung in die Philosophie und versuchte, Sitte und Moral auf den Kopf zu stellen. Er begann zu predigen, daß, wie die Geschichte beweise, von jeher zweierlei Menschen die Erde bevölkert hätten, grob gesagt: schöpferische Geistesmenschen und unschöpferische Magenmenschen. Dabei sei es nicht mehr als angebracht, daß die ersteren, weil oft unfähig zu praktischer Lebensgestaltung, von den letzteren «verhalten» würden. In freimütiger, doch konsequenter Auslegung des Evangeliums ergänzte er diese Philosophie dahin, daß er erklärte, es sei eine verdienstliche Handlung, die Mitmenschen durch allerlei Kniffe und Betrügereien von ihren irdischen Reichtümern zu erlösen, da diese der Seele in ihrem Streben nach paradiesischer Seligkeit nur hinderlich seien.

Die praktischen und verhängnisvollen Auswirkungen dieser seltsamen Heilslehre zeigten sich recht bald. Konrad Stiegel ließ sich auf seinen Studienfahrten tage- und wochenlang von Bekannten und Verwandten um Gotteslohn beherbergen und verköstigen. Außerdem ging er seine Gastgeber um kleinere und größere Darlehen an, deren Rückzahlung aber nie erfolgte. Bald war das Urteil, ob das Gehaben Konrads einer genialen Leidenschaftlichkeit entspreche oder als das verwerfliche Treiben eines Scharlatans zu gelten habe, zu seinen Ungunsten gefällt, und jedermann begann für allfällige Annäherungsversuche schnellstens respektvoll zu danken.

Es ist klar, daß diese Entwicklung die Geduld der Urschel Bäumli auf eine schwere Probe stellte. Wer wollte ihr zumuten, überhaupt noch ernstlich mit diesem Faulpelz und Schuldenmacher Konrad Stiegel zu rechnen! Und das Abstauben von Mutter Sabinens Tintengeschirr und Briefständer entlockte ihr immer schwerere Seufzer, um so mehr, als nun der Sticker Fridolin ernsthafte Annäherungsversuche wagte und zu erwarten war, daß er nächstens in aller Form um ihre Hand anhalten würde.

Was dann?

Ja, da wußte auch Mutter Sabine keinen Rat. Auch sie mußte zugeben, daß das seelische Phänomen des Konrad aus der Art schlage, wenn gleich sie immer noch auf einen plötzlichen Umschwung hoffte. Gerne hätte sie Konrad einmal unter vier Augen gesprochen, aber er floh Sabine Stiegel, wo immer sie auftauchte. Merkwürdigerweise war sie auch die einzige, die bisher mit einem Darlehensgesuch verschont geblieben war. In dieser Tatsache lag aber die tröstliche Zuversicht, daß gewiß doch noch der Moment käme, da auch Frau Sabine ihren Beitrag zu Konrads Familiengeschichte leisten dürfte.

Und die Gelegenheit kam mit der zweiten, wichtigen historischen Entdeckung Konrad Stiegels, mit der Entdeckung einer für die Familiengeschichte wichtigen Fayenceplatte.

Diese Fayenceplatte befand sich im Antiquitäten- und Kunstladen der Firma «Gigg und Görr» in Z. Konrad hatte sie dort entdeckt bei einer seiner Gerümpelfahrten. Die Platte schien deshalb für unsern Forscher von besonderem Wert, weil sie eine Erweiterung der ersten Entdeckung war, denn auf dieser Platte befand sich ein eingebranntes Alliance- oder Ehewappen als Zeugnis einer Alliance eines gewissen ehrenwerten Hansulrich Stiegel mit einer hochwohlgeborenen Christine Stüddeler. Auf diesem Ehewappen waren die Hufeisen der Stiegel ergänzt durch einen auf rotem Grunde liegenden silbernen Stüddelerpfeil, und der streitbare Schildhalter des Gatten erhielt Gesellschaft durch eine, das Wappen der Gattin stützende weiße Hündin, während über beiden Wappen als überzeugendstes Adelsprädikat zwei fünfzipflige Krönlein aneinanderlehnten.

Es verging keine Woche, so wußte die ganze Verwandtschaft von diesem Fund. Vetter Konrad wurde nicht müde, die Pracht der blaugelben Ornamente zu preisen, welche nebst den Wappen die Platte schmückten, selbst das Lob der wunderbar zarten Haarrißlein und die echt altertümliche Art der abgeschlagenen Blätzlein wußte er zu singen, wobei selbstverständlich der langen Rede kurzer Sinn hieß: Wer kauft für mich diese hochwichtige Fayenceplatte? Als Preis nannte er die immerhin für eine alte Platte reichlich hohe Summe von zweihundert Franken. Dafür aber war es eben etwas Einmaliges, etwas Historisches!

Ja, wer kaufte für Vetter Konrad diese herrliche Allianceplatte?!!!

Aber niemand war für den Handel zu haben. Die einen meinten, ein Ehewappen sei ja sowieso überflüssig in einer Junggesellenwohnung. Andere wiesen darauf hin, daß es gescheiter wäre, die ja auch bald antik werdenden Schulden zu begleichen. Schließlich wußte sich Konrad keinen andern Rat, als sich an die bis jetzt mit solchen Anliegen verschont gebliebene Frau Sabine zu wenden. Zwar scheute er einen direkten Vorstoß, wagte sich aber schließlich an Frau Sabinens jüngsten Enkel, der unlängst im nahen Städtchen eine Stelle als Buchhalter erhalten hatte und seiner Stellung und Bildung wegen am ehesten den nötigen Sinn und Ehrgeiz besitzen mochte für Familienraritäten.

So paßte er eines Abends diesem Buchhalter ab, als er nach Schuppisrüti auf dem Heimwege war.

Er schwärmte ihm vor von der wunderbaren, für die Sippe der Stiegel unbedingt notwendigen Fayenceplatte und sprach zum Schlusse also:

«Vetter Hans, ich weiß, daß du deiner Bildung und Stellung wegen am ehesten etwas verstehen kannst von meiner historischen Forschung. Zwar habe ich dir bis jetzt noch nie Gelegenheit gegeben, mir einen direkten Dienst zu erweisen, was ich billigerweise von dir bis dahin auch nicht habe verlangen können. Nun sitzest du aber als wohlbestallter Buchhalter bei der Firma Kunz & Co., und deshalb schlage ich dir vor — denn ich bin wieder einmal knapp an Mitteln — für mich die Platte zu erwerben. Ich komme dir weitgehend entgegen und erlaube dir, jedes Jahr die herrliche Platte sechs Monate als Leihgabe in deiner Wohnung aufzuhängen. Auch werde ich dir deine kulturell hochwichtige Tat dadurch noch besonders verdanken, daß ich dir in meiner bald druckreifen Familiengeschichte ein besonderes Ehrenplätzchen reserviere. Findest du aber, daß die lumpigen zweihundert Fränkchen zuviel sind für deinen Geldbeutel, so bitte ich dich, bei deiner Großmutter ein Darlehen aufzunehmen und sie für die Sache zu interessieren.»

Geködert durch diese Ausführungen, willigte Hans Stiegel ein zu einer gemeinsamen Besichtigung, immerhin unter der Voraussetzung, daß auch seine Eltern und Frau Sabine ihre Zustimmung gäben, denn keineswegs wünsche er, daß es der Fayenceplatte wegen in seiner Familie zu Zerwürfnissen käme.

Gleichen Abends besprach sich Hans Stiegel mit Frau Sabine über den geplanten Handel. Wider Erwarten war sie nicht dagegen, stellte aber zu des Enkels Überraschung eine besondere Bedingung:

«Ich gebe dir das Geld für den Handel, wenn du es dahin bringst, daß wir die Fayenceplatte, wenn es nicht anders geht, unserem seltsamen Familienheiligen Konrad als Hochzeitsgabe überreichen können, das heißt, wenn es eine Alliance gibt zwischen Konrad und unserer Urschel. Denn wie ich immer gesagt habe: Seelische Phänomene der Stiegel sind ein Zeichen der Verliebtheit, und ich habe der Beweise genug, daß sowohl Urschel als auch Konrad seit langem darauf warten, daß ihnen ein gütiger Geist den Weg zueinander weise durch alle die aufgetürmten Altertümer. Wie du ihnen dabei helfen willst, ist deine Sache. Ich bin durchaus dafür, daß du mit Konrad zusammen die Platte besichtigst, gesehen ist ja noch nicht gekauft. Vielleicht bietet sich auf dem Wege eine Gelegenheit, mit Konrad ein vernünftiges Wort zu reden.»

Hans, der Buchhalter, kratzte sich hinter den Ohren. Eine nette Aufgabe hatte er sich da eingebrockt; aber es sei, er würde versuchen, sie zu lösen, schon der Urschel wegen, die doch in letzter Zeit den früheren Frohmut verloren und, was er erst jetzt begriff, alle Werbungen des Stickers Fridolin abgewiesen hatte. Natürlich, wenn da Konrad im Spiele stand! Ja, da mußte man helfen!

Es war ein lichtvoller Frühlingstag, als die beiden Vettern Hans und Konrad die Reise zu «Gigg und Görr» in Z. wagten, ein Tag, dessen Glanz und Wärme vor allem dem jugendlichen Buchhalter bewußt wurde, als Vetter Konrad ihn in die düstere Behausung des Antiquars und Kunsthändlers führte. Nachdem sie möbelgefüllte Gänge durchwandert und bilderbehängte Treppenhäuser erstiegen hatten, wurden sie empfangen von einem zusammengeschrumpften Männlein, das sich vorstellte als Herr des Hauses. Hans Stiegel dachte bei seinem Anblick an einen zauberkräftigen Zwerg, an Alberich, den Hüter des Nibelungenschatzes. Das ganze Haus mit all seiner Überfülle an ausgestellten Gegenständen schien solch ein Zwergenreich zu sein. Es fanden sich hier Vasen, Statuetten und zierliche Nippsachen, Möbel mit prächtigen Einlagearbeiten und Schnitzereien, dunkle Gemälde in schweren Goldrahmen, aber — es hauste hier wohl ein moderner Zwerg — man entdeckte auch Werke neuerer Meister.

Herr «Gigg und Görr» war zweifelsohne orientiert über den Zweck des Besuches. Er holte sofort die Fayenceplatte mit dem Ehewappen und stellte sie vor die beiden Vettern hin auf ein Mahagonitischchen, so behutsam und so verklärt lächelnd, als wäre es die Schale des heiligen Grals. Dabei flüsterte er Hans zu: «Eine besondere Ehre für Sie, von Ihrem kunstverständigen Verwandten in mein Reich eingeführt zu werden!» Vetter Hans fühlte sich in der Nähe dieses Zwerges wie verwandelt, er spürte plötzlich Lust, in die Rocktasche zu greifen, die Brieftasche hervorzuziehen und die zwei Hunderternoten hervorzuklauben. Doch plötzlich packte ihn Vetter Konrad am Arm, riß ihn von der Schale weg und zeigte in eine Ecke, wo, vom warmen Frühlingslicht übergossen, ein liebliches Bild stand. Dieses Bildes Frische mitten in all dem toten Krimskrams erschien wie der eigentliche Lebensborn: zwischen mattgrünen Büschen und warmgetönten Schatten stand ein Mädchen. Es stieg eine Stufe des Gartenweges nieder und bog mit der linken Hand ein Gebüsch zurück, während auf seiner ausgestreckten Rechten ein kleiner Vogel saß. Dieser lüftete eben die Flügel, um sich ins strahlende Licht zu schwingen, das von allen Seiten Büsche und Wege, besonders aber die hellgekleidete Mädchengestalt übergoß.

Ein berückend schönes Bild! Vor Bewundern hörten die beiden Vettern nur noch mit halbem Ohr oder überhaupt nicht, wie hinter ihnen der zusammengeschrumpfte Zwerg flötete:

«Meine Herren, nur heute noch können Sie diese Fayenceplatte kaufen, dieses so seltene Stück für Ihre familiengeschichtliche Sammlung. Eine herrliche Platte, meine Herren! Für nur zweihundert Fränkchen, sagen wir hundertfünfzig.»

Die beiden Vettern hörten nichts; denn so warm leuchtete das Bild in den muffigen Raum, stach so grell ab von all den Altertümern, daß Hans Stiegel ausrief:

«Konrad, das ist ja eine wahrhaftige Alliance mit dem Leben! Konrad, stelle dir vor, unsere Urschel stände so dort . . .»

Und Vetter Konrad schaute strahlend seinen jungen Freund und Helfer an, lachte so sonnig und begeistert auf, als sei ihm eben die dritte, die wichtigste Entdeckung für seine Familiengeschichte offenbar geworden. Er rief:

«Jawohl, die Urschel! Gerade so ist die Urschel! Gerade so lichtvoll, so sonnig ist sie im Schuppisrüter Festzug geschritten!»

Und wie jetzt das «Gigg und Görr»-Männlein wieder seinen Spruch in diese neuentdeckte Seligkeit flötete:

«Die Fayenceplatte! Das Ehewappen, meine Herren!», da klopfte ihm Konrad hart auf die Schulter und rief:

«Jawohl, eine Alliance wird es nun geben. Sie wird aber nicht Stiegel-Stüddeler heißen, sondern . . . Ach, nein, das geht Sie, Herr ‚Gigg und Görr', doch gar nichts an. Auf jeden Fall: diese Allianceplatte benötige ich nicht.»

«Aber das Bild, meine Herren, ein echter Corot, nur zweitausend Franken. Extrapreis, meine Herren!»

«Nein, auch das Bild nicht, denn ich weiß eine Wirklichkeit, die weit schöner ist, als all die Schätze ihrer Gerümpelbude. Und damit Gott befohlen!»

Tatsächlich, Konrad Stiegel begab sich auf Freiersfüße und siegte so rasch, als hätte er aus dem Alliancewappen der Fayenceplatte den silbernen Stüddelerpfeil herausgelöst und auf Amors Bogen gelegt.

Urschel Bäumli wurde Konrads Frau.

Die neue Alliance Stiegel-Bäumli erwies sich zur Freude der ganzen Stiegel-Sippe, insbesondere zur Genugtuung der Frau Sabine, als sehr lebenskräftig. Vetter Konrad legte seine Schrullen so rasch ab, wie sie ihn überfallen hatten. Er erklärte sich einverstanden zu einer gründlichen Tempelreinigung. Von all seinen Altertümern blieben nur die Sachen, welche der Wohnung zum Schmucke gereichten.

Statt der einst so heißbegehrten Fayenceplatte schenkte Frau Sabine dem Hochzeitspaare eine geschnitzte Wiege, und Vetter Konrad, in mäßigem Rahmen die Familiengeschichte weiter pflegend, war vor allem darauf bedacht, mittels einer Schar wackerer Kinder dem Stammbaum der Stiegel zu neuer Blüte zu verhelfen.